

Was hat Berlin zu bieten, womit Paris nicht aufwarten kann? Begegnung mit vier französischen Autoren, die es in die deutsche Hauptstadt gezogen hat.

Von Katharina Teutsch

Es beginnt nicht zufällig auf dem Tempelhofer Feld. Vor drei Jahren hatten die Berliner in einem reniten-ten Volksentscheid verfügt, dass in Neukölln alles so bleiben soll, wie es ist. Seitdem gilt der einstige Landeplatz der amerikanischen Rosinenbomber als urbanes Vorzeigeprojekt. Touristen aus Barcelona, London, Stockholm oder Paris: sie alle spazieren über die riesige vom Wind zerfurchte Fläche aus Gras und geteeter Trasse und staunen über dieses verrückte Berlin. Staunen wie die Comicautorin Mathilde Ramadier über Windsurfer, die auf Skateboards die funktionslos gewordene Startbahn durchkreuzen wie ein schroffes Meer. Staunen wie der Dichter Camille de Toledo über das Urban-Gardening-Projekt, in dessen Buchten aus Kräutern, man ungestört sein Pausenbrot veredeln kann. Staunen wie der Philosoph Guillaume Paoli über die Alten an den Fernbedienungen ihrer Modellflugzeuge. Staunen ganz allgemein, wie die Journalistin Cécile Calla, über diese irritierende Nutzlosigkeit eines Ortes, groß wie der Central Park, der in keiner anderen Metropole existieren würde. Weil er es nicht könnte.

Auch Mathilde Ramadiers Graphic Novel „Berlin 2.0“ beginnt mit einem Schwenk über die utopischen Weiten des einstigen Stadtflughafens. Berlin, das heißt für viele Neuankommlinge noch immer: die Freiheit suchen. Die Freiheit von den Zwängen auslaugender Lebensmodelle zwischen Mietschuldenlast, Konformitätszwang und Konkurrenzdruck. Über Jahre hat diese Aussicht neben vielen anderen vor allem Franzosen in die Stadt gelockt. Paris war zu einer Stadt geschrumpft, die man mitsamt ihrer solventen Bewohnerschaft in eine Schmuckkassette hätte sperren und im Louvre ausstellen können. Es ist spektakulär, welche Anziehungskraft zeitgleich von dem Berliner Trüffelmodell ausging. Dass Berlin arm, aber sexy sei, ist ein Slogan, der über seinen eigenen Wahrheitsgehalt hinaus längst ein mythisches Eigenleben entfaltet hat. Fürs Museum zu jung, für den Markt zu verschoben. Aber – und das sind ihm Ruhm und Verderben zugleich – unsagbar reich.

Auf welcher tragische Weise das Erotikversprechen Berlins (Sex kann man kaufen, Erotik nur ersehnen) seine eigene Abschaffung bedingte, davon handelt Mathilde Ramadiers Geschichte. Sie ist in vielem deckungsgleich mit der Geschichte ihrer Autorin, die seit 2011 in Berlin lebt.

Die fabelhafte Welt am Alex

Denn genau wie ihre junge Heldin kam Ramadier mit Anfang zwanzig nach Deutschland. Da war die große Freiheitsparty in zugigen Altbauwohnungen zwar längst vorbei. Doch der Mythos von der Stadt, die dem Mahlwerk des globalisierten Einheitsgetreidebreis widerstand, wirkte unaufhaltsam fort. Die Autorin wurde bald schon nach ihrer Ankunft heftig desillusioniert. Sie fand nicht die selbstbestimmten Underground-Existenzen an geschichtsträchtigen Orten, sondern junge Leute, die auf herausgeputzten Brauereigeländen mit Dreimonatsverträgen bei der Stange gehalten wurden.

Mit Löhnen deutlich unter dem französischen SMIC, einer sozialstaatlichen Erwerbslosigkeit, über die in Frankreich jedes Jahr so heftig diskutiert wird wie hierzulande über die Rentenanpassungen. In Deutschland gab es bis 2015 keinen Mindestlohn. Mathilde Ramadier fand das empörend. „Das war für mich ein Menschenrecht“, sagt sie während des Gesprächs in Berlin-Kreuzberg – hochschwanger mit ihrem ersten Kind, das unser Gespräch Jahrzehnte später vermutlich nicht mehr wird nachvollziehen können. In Kreuzberg soll es zur Welt kommen. Dort, wo sich das Improvisierte von inszeniertem improvisierten heute nur noch vom Kenner mit bloßem Auge unterscheiden lässt.

Auch die ehemalige Korrespondentin der Tageszeitung „Le Monde“ kann nur den Kopf über die Wildwest-Stimmung auf dem Berliner Arbeitsmarkt schütteln. Cécile Calla kennt Berlin seit etwa zwanzig Jahren. Auch sie hat inzwischen Kinder, die hier zur Schule gehen. „Ich war anfangs begeistert von dieser Stadt, die mir völlig desorganisiert erschien.“ Wir treffen uns in einer Aperitif-Bar am Prenzlauer Berg. „Lass uns Freunde bleiben“, verheißt sie kokett. Und man liest diesen Namen heute reflexhaft programmatisch. Dabei hieß die Bar schon immer so und stammt aus einer Zeit, in der man noch nicht einen Wellnessgedanken zum Ausdruck bringen musste, um ein türkisches Buttercroissant auf einem Tellerchen mit Sprung serviert zu bekommen.

Das desorganisierte Berlin existierte natürlich nicht ohne entsprechende Gegenspieler. Ohne Paris in diesem Fall, wo alles und jeder seinen Platz zu haben schien und alles eine wohlkomponierte Schönheit entfaltete, die etwas Erstickendes hatte. „Étouffant“ sei diese Stadt. Eine Vokabel, die früher oder später in jedem Gespräch mit Franzosen über die Vorzüge und Nachteile europäischer Metropolen fällt.

Berlin bedeutete für Cécile Calla zu nächst einmal vor allem eines: Karriere. Sie hat die Logik der Stadt gewisserma-

ßen antizyklisch durchlaufen. Während ihre Freunde im Morgengrauen aus Abbruchhäusern torkelten, danach in Abbruchhäusern brunchten, um noch später in wieder anderen Abbruchhäusern Kaffee zu servieren, rannte Calla von einem politischen Termin zum nächsten. „Ich fühlte mich, als sei ich der einzige arbeitende Mensch in Berlin. Ein aufgeschrecktes Huhn.“ Heute sieht man solche Menschen mit einer größeren Selbstverständlichkeit durch Berlin eilen. Und mit ihnen die Uniformierungseffekte der Globalisierung, von der man nicht weiß, ob sie der sprichwörtlichen Berliner Provinzialität ein würdiges Ende bereitet oder sie im Gegenteil nur durch eine viel drastischere Form von Provinzialität ersetzt: durch ein Global Village, das so tut, als bediene es individuelle Träume, während es vor allem die Träume großer Konzerne individualisiert. Berlin, sagt Calla, das sei für sie bis heute vor allem eine

Die große Freiheitsparty in zugigen Altbauwohnungen ist zwar längst vorbei, doch der Mythos von Berlin wirkt unaufhaltsam fort.

Freelancer-Stadt. Der Freelancer ist ganz entgegen seiner ursprünglichen Selbstauffassung heute in vielen Fällen vor allem „free“ zur Selbstaubeutung.

Der Mindestlohn hat in Frankreich Tradition. In Berlin hat nichts Tradition. Weswegen sich die kreative Lücke schnell zur Marktlücke ausweiten konnte. Hier lässt man vom Dämmerlicht langer Berghain-Nächte geköderte Jugend zu Dumpingpreisen für Produkte ackern, die andernorts ihre solventen Abnehmer finden. Mit der Lücke hat es eben seine Tücke. Das weiß auch der Schriftsteller Camille de Toledo. Berlin, das sei für ihn eine Stadt der Widergänger und Gespenster. Die Tänzer des Berghain seien so etwas wie Totentänzer, die inmitten von Phantomen der Geschichte ihre Körper ekstatisch bewegten. Ein apartes Bild, das vor allem eins zum Ausdruck bringt: Das Berlin der Dichter und Denker ist keines, das die Zielgerade sucht, sondern eines, das den Blick zurück braucht. Bombenlöcher, Baulücken und Baggergruben versinnbildlichen dem Intellektuellen auf geradezu paradigmatische Weise das Wesen der Welt. Und ja nicht wegen der Baulückenstopfungen, die derzeit so manisch betrieben werden, kommen die Leute hierher. Sie kommen, um in die Löcher zu starren, in die Löcher der Geschichte, in den abbrechenden Sinn.

Eine gewisse Nekrophilie könnte man dem Berlin-Besucher unterstellen. Aber vielleicht reicht es auch völlig aus, festzustellen, dass jede Form auch gleichzeitig eine Einhegung bedeutet. Und da ist er dann wieder, der blöde jugendliche Freiheitsdrang. Berlin, sagt Camille de Toledo, der einen Spießbrutenlauf zwischen Genf, Paris und London hinter sich hatte, bevor er sich mit seinen drei Kindern in Berlin niederließ.

Berlin sei für ihn immer eine Stadt gewesen, die sich jeder Nützlichkeit zu entziehen wusste. Ein Ort des Nicht-Produktiven, was etwas anderes ist als unproduktiver Ort. Meint das Zweite phlegmatisch

sches Nichtstun, beinhaltet Ersteres die Möglichkeit aktiver Sinnverweigerung. Die Ernennung zur Hauptstadt sei für Berlin eine Katastrophe gewesen. Auf einmal sollte diese Stadt an der Peripherie zu etwas nutzen sein. Sie wurde zum Träger einer Erwartung. Und zu einem Ort der Macht, was man gut an seiner Attraktivität für Terroristen erkennen könne. Beides, Erwartung und Macht, schließen Lückenhaftigkeit und Randständigkeit aus. Und zwar von Prinzip wegen.

Positiver gependet, könne man auch von einer Normalisierung sprechen. Doch ist Normalisierung wünschenswert für einen Ort, der die längste Zeit von einer Aura des Anormalen umflort war? Und was genau meint anomal in diesem Fall? „Nirgendwo hinzugehören ist in meinem Fall ein Schmerz, aber auch eine Freiheit.“ So ist es am Ende auch für eine Stadt, die sich lange einem klaren Auftrag verweigert hat – in der nicht einmal die Grenzen zwischen Natur und Kultur klar definiert schienen, traf man doch bei nächtlichen Spaziergängen regelmäßig Füchse auf Straßenkreuzungen an. Das Debakel fing eigentlich erst mit der Kommerzialisierung dieser Besonderheit an. Plötzlich hatte Berlin kein wirtschaftliches Problem mehr, sondern ein Image.

Guillaume Paoli lebt seit dem Mauerfall in Ostdeutschland. In Leipzig betrieb der gebürtige Korse einst eine „philosophische Praxis“. Die Leute kamen zu ihm mit ihren Fragen. Paoli versuchte eine philosophische Antwort für sie zu finden. Paolis Frau stammt aus Ost-Berlin. Seit fünfzehn Jahren leben die beiden mit ihren Tochter in einem Genossenschaftsprojekt in Prenzlauer Berg, das von seiner Bewohner-schaft selbst renoviert wurde. Um ihn herum ist längst die Gentrifizierung ausgebrochen. Paoli, der viele Jahre mit Arbeiten und Gesprächsreihen der Volksbühne verbunden war, glaubt aber nicht, dass alles verloren ist. Tausende Menschen seien doch zur Dornierstraße der Scheidenden Intendanten an den Rosa Luxemburg Platz gekommen. Es sei ein Abschied gewesen, den man sich größer und vitaler nicht hätte wünschen können. Vierzigtausend Berliner unterzeichneten eine Petition gegen den Umbau der Volksbühne zum Nummernrevue-Betrieb für Touristen.

Er sei noch da, der Berliner Widerstandsgeist, findet Paoli, senkt dann aber etwas unsicher den Blick. Zurück nach Frankreich gehen, das sei ihm nach all den Jahren unmöglich geworden. Wie Heiner Müller in die Eckkneipen gehen und den Leuten aufs Maul schauen, dort seine Geschichten finden, das wird aber immer schwieriger, weil sowohl die Eckkneipen als auch die „Leute“ um ihren Platz in der Gesellschaft fürchten müssen. Doch Paoli, der Philosoph des widerständigen Denkens, ist sich sicher: Ein nicht unerheblicher Bevölkerungsteil habe noch die Renitenz, die es braucht, um dem Lifestyle-Gedanken Einhalt zu gebieten. Der Widerstand ist der Berliner Stadtgeschichte tief eingeschrieben. Oppositionelle aus dem Osten, Wehrdienstverweigerer aus dem Westen, Karriereverweigerer nach der Wiedervereinigung, wer einmal über das Tempelhofer Feld gesurft ist, der fragt nicht nach einem Bebauungsplan, sondern nach immer größeren Segeln. Paoli, Calla, Ramadier und de Toledo: sie alle kennen Paris, aber sie werden noch ein Weilchen in Berlin bleiben. Sie sind noch nicht fertig mit dieser Stadt.

Happy End

Am Anfang steht die Kaltmamsell: Ulrich Wickert feiert Frankreich.

Von Michaela Wiegel

Als Sehnsuchtsort der Deutschen ist Frankreich seit einiger Zeit verschollen. Das vom Terror heimgesuchte und von der Dauerwirtschaftskrise zermürbte Land wirkte bis vor kurzem, als sei es direkt Michel Houellebecqs düsteren Vorahnungen entsprungen. Über solche skeptisch-sorgenvolle Wahrnehmung des Nachbarn setzt sich Ulrich Wickert nun mit erfrischendem Enthusiasmus hinweg. In seinem Buch knüpft er an die vernachlässigte Tradition der beglückten Frankreich-Kenner an, die Autoren wie Joseph Roth, Friedrich Sieburg, Stefan Zweig und Kurt Tucholsky prägten. Auf Letzteren geht auch der Titel des Buches zurück. 1929 schrieb Tucholsky: „Den Deutschen muss man verstehen, um ihn zu lieben; den Franzosen muss man lieben, um ihn zu verstehen.“

Anders als Tucholsky, dessen Frankreich-Lob immer ein Leiden an Deutschland einschloss, nähert sich Wickert dem Nachbarland nicht aus der Warte des Heimatkritischen. Seine Betrachtungen zu Frankreich sind die eines europäischen Weltenbummlers, der stolz darauf ist, an der Seine ebenso heimisch zu sein wie an der Alster. Wickerts Verbindung zu Tucholsky ist subtiler und liegt im wohlwollenden Blick, den er auf die raffinierte Kultur, die feinsinnige Lebensart und den guten Geschmack der Franzosen richtet.

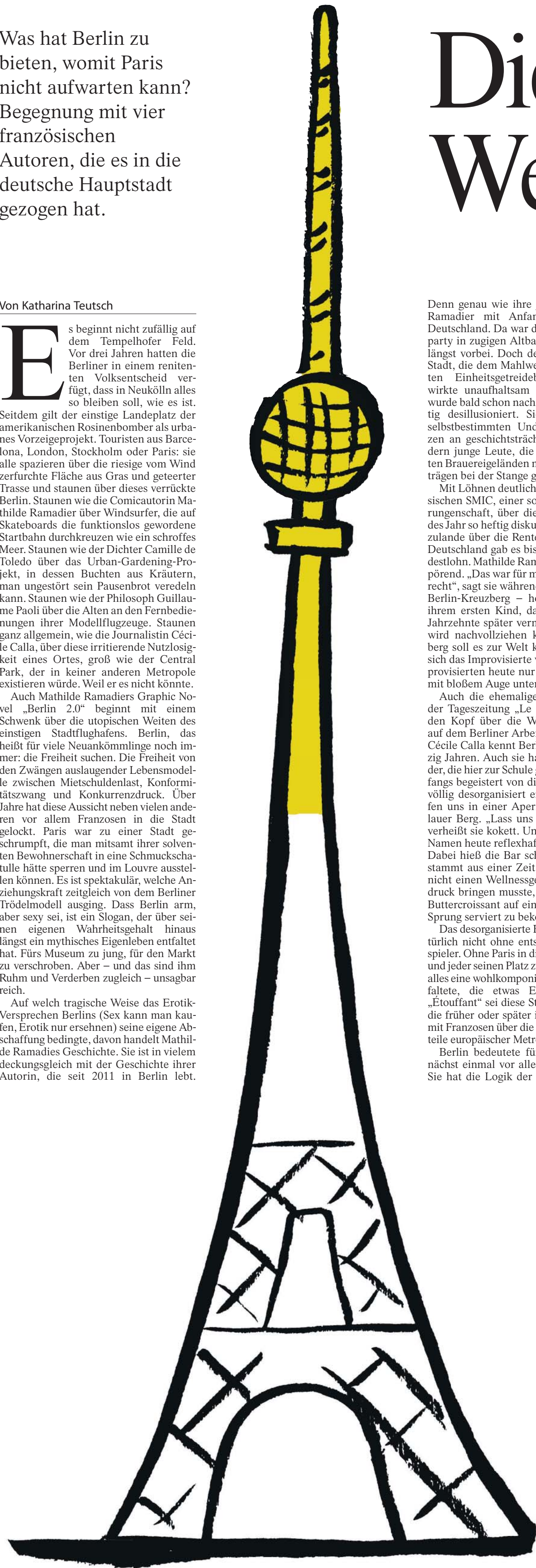
Im Titel schwingt schon die Überzeugung des Autors mit, dass Frankreich eigentlich nur mit dem Herzen gut zu sehen sei. Diese Grundeinstellung prägt Wickerts Streifzüge durch „Tout-Paris“, zu denen er die Leser hinzu bittet, im niemals eingebildeten Ton des geselligen Flaneurs. Im Traditionsrestaurant „Chez Lipp“ am Boulevard Saint-Germain etwa wartet Roland Dumas auf ihn, Résistance-Kämpfer, Anwalt, Künstlerfreund, ehemaliger Außenminister und Verfassungsratspräsident. Dumas verkörpert wie kein anderer die moralische Dekadenz der Mitterrand-Ära, die zugleich die journalistische Blütezeit des Autors in Paris markiert (von 1984 bis 1991 leitete er das ARD-Studio in der französischen Hauptstadt).

Nun aber entzieht sich Wickert elegant der Rolle des Tugendwächters. Das Dickicht aus Liebschaften, Korruption und Macht, das sich um Dumas rankte, war besser in einem seiner Krimis zur Leuna-Affäre aufgehoben. Wickert beschreibt mit feinfühleriger Distanz den betagten Lebemann, der zum Mittagessen mit seiner sechzig Jahre jüngeren russischen Gespielin Svetlana bittet. Die Zeilen zeugen von einer gewissen Faszination, mit welcher Ungeniertheit Dumas seine Mätresse ausführt.

Wickert (Jahrgang 1942) hat in seinen Korrespondententagen bis zur deutschen Wiedervereinigung noch das in sich ruhende, selbstbewusste Frankreich kennengelernt, das nicht an sich zweifelte. Seine besten Kontakte reichen in diese Zeit zurück. Gelungen sein Porträt des Schriftstellers und heimlichen Literaturpapstes Jean d'Ormesson, dessen Aura sich besser kaum beschreiben ließe. Wickert lässt den fast gleichaltrigen Altpäsidenten Valéry Giscard d'Estaing erzählen, wie er Jean d'O. bei einem der „goûters d'enfants“ kennenlernte, zu dem sich die Kinder aus gutem Hause in der Vorkriegszeit bei Kakao und Kuchen in einem der vornehmen Appartements von Paris trafen. Man glaubt die schweren Teppichböden und blitzenden Kronleuchter zu sehen, die Lackschuhe der Knaben, die Rüschenkleider der Mädchen und die steife Schürze der Kaltmamsell. Nörgler würden einwenden, dass es immer wieder Männer sind, aus denen Wickert sein neustes Frankreich-Puzzle zusammensetzt. Aber der Autor ist viel zu schlau, nicht schon eine Antwort parat zu haben. Er zitiert den Salon-Intellektuellen Bernard-Henri Lévy: „Frankreich ist ein altes gallisches Macho-Land.“

Kann sich Frankreich verändern? Auf diese Frage hat Wickert nur eine Antwort: Emmanuel Macron wird es richten. Der Autor kann seine Begeisterung über den „märchenhaften Aufstieg“ des jungen Mannes nicht verbergen. Er schreibt dem 39 Jahre alten Präsidenten das Vermögen zu, als „universeller“ Revolutionär nicht nur Frankreich, sondern ganz Europa zu erneuern. „Mit der Revolution Europas (wird) auch diesmal wieder Paris von ganz allein die politische und moralische Führung zufallen“, schreibt er. Diese gewagte These hätte Wickerts Vorbild Kurt Tucholsky wahrscheinlich gefallen. Der schrieb als Peter Panter 1924: „In Frankreich hat kein wichtiges historisches Ereignis stattgefunden, das nicht von Paris ausgegangen oder in Paris beendet worden wäre. Diese Stadt hat alles schon gehabt, und nichts kann sie mehr in Erstaunen setzen. Aber bleiben wird, für absehbare Zeit, das sich ewig verjüngende, alte, neu erstehende und unsterbliche Paris.“

Ulrich Wickert: „Frankreich muss man lieben, um es zu verstehen“. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2017. 288 S., geb., 22,- €.



Dass der Illustrator dieser Beilage, Nicolas Mahler, selbst frankophil ist, bewies der 1969 in Wien geborene Künstler gerade erst mit seiner Comic-Adaption von Prousts „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“

(Suhrkamp Verlag). Darin interpretiert er in lakonischen Strichen das berühmte Werk der französischen Literatur neu. Mahler wurde für sein Werk auch hierzulande vielfach ausgezeichnet. Seine Anfänge als Comiczeichner aber liegen in Frankreich, und viele seiner mehr als zwanzig Bücher sind dort erschienen. (www.mahlermuseum.at)